



Neue «Tatort»-Saison

Nehmen Sie das Wiederauftauchen dieser Kolumne als untrügliches Zeichen dafür, dass es mit dem Sommer bald vorbei ist. Ab heute wird wieder der «Tatort» und nicht das schöne Wetter Ihre Sonntagabende orchestrieren. Auf die neue Saison darf man sich freuen: Im November wird der 1000. (!) «Tatort» ausgestrahlt. Laut Online-Portal Tatort-Fundus wird er genauso heissen wie der erste anno 1970: «Taxi nach Leipzig».

Heute Abend startet man milde und unspektakulär mit den Kölner Ermittlern. Die verkörpern seit 1997 solide «Tatort»-Kunst. Wandlungsfähigkeit beweisen sie nur optisch. Der recht angegraute Kommissar Ballauf wirkt mit seiner randlosen Brille immer mehr wie ein Anlageberater. Und der Kölner «Tatort» ist ja im Grunde eine verlässliche Bank. Richtig ins Minus fällt er bei den Zuschauern nie.

Auch die Folge «Durchgedreht» bleibt trotz Titel im Normalbereich. Man setzt wieder auf eine brave deutsche Einfamilienhaussiedlung, in der das Gefühlsleben eine Erkältung bekommen hat. Das führt dann ins erwartbare Familiendrama: Eine Familienmutter und ihr Sohn werden im Schlaf brutal niedergestochen, die kleine Tochter hats gesehen, ist traumatisiert und schweigt. Der Partner, ein Steuerfahnder, der im Job «kratzt und beisst» und privat ein chronisch eifersüchtiger Waschlappen ist, kommt als Täter ebenso in Frage wie dessen Bruder, der das LKW-Unternehmen seines Vaters an die Wand gefahren hat.

Fürs Glück ist da zu viel aus dem Lot geraten. Und genau darum gehts in endlos langen Kameraeinstellungen, die auf traurige Gesichter zoomen. Nur das Tätermotiv ist dann so richtig «abgedreht». Aber in der durchgedrehten Welt, in der wir gerade leben, traue ich mich kaum noch zu sagen: ungläubwürdig.

JULIA STEPHAN
julia.stephan@luzernerzeitung.ch

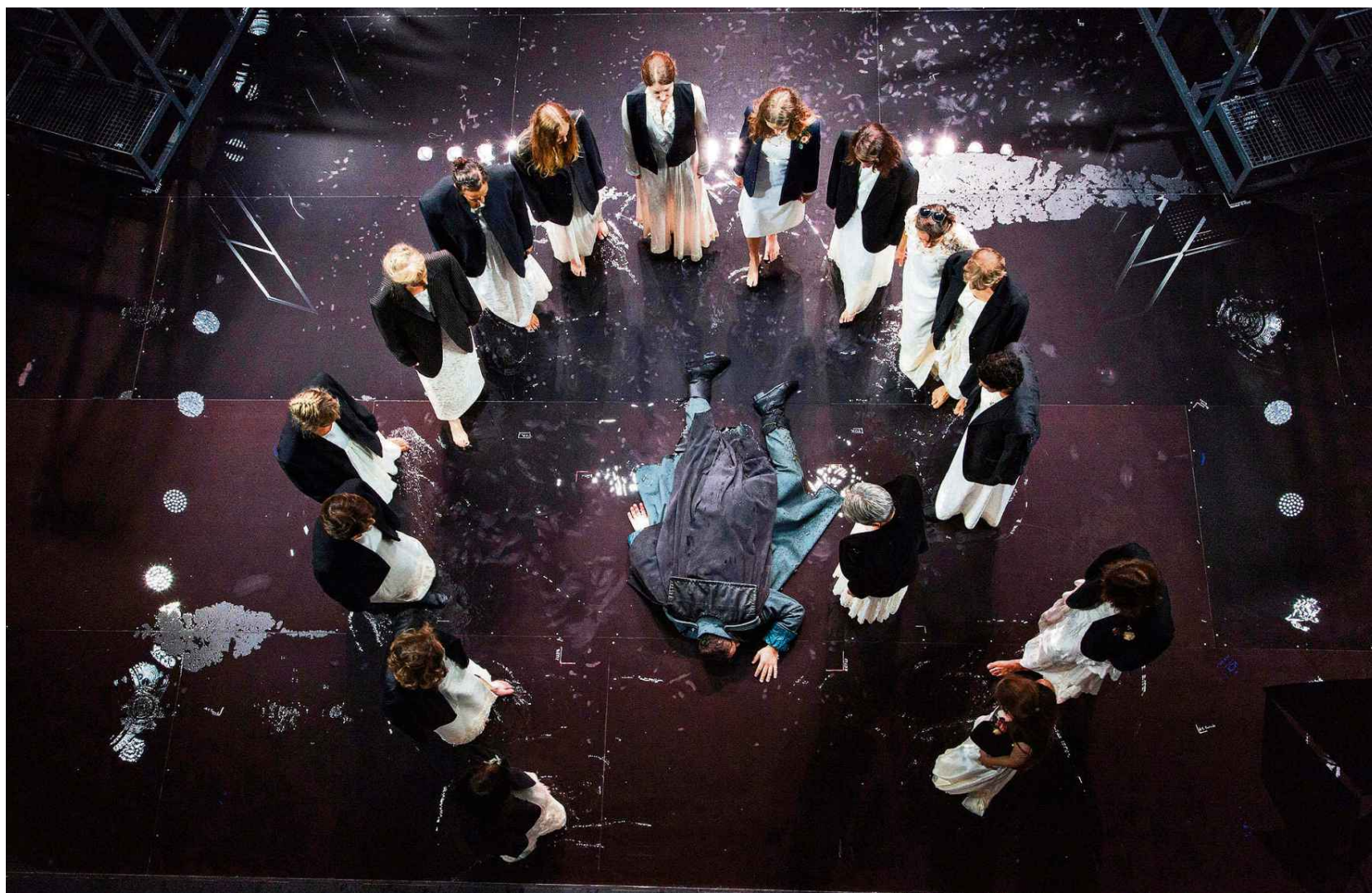
«Tatort Köln – Durchgedreht».
Regie: Dagmar Seume.
Heute So, 20.05. SRF 1.

NACHRICHTEN

Metallica mit neuem Album

ROCK sda. Acht Jahre lang haben die Rocker von Metallica kein Album mehr herausgebracht. Nun kündigten die Musiker für November eine neue Platte an. Hartnäckig hält sich auch das Gerücht, dass sie nächstes Jahr am «Allmend rockt» spielen.

Wo ist Tell?



Von der idyllischen Kulisse ist nicht mehr viel übrig, als der Landvogt Gessler tot in der Regenpfütze liegt.

PD/Franz-Xaver Brun

THEATER Philipp Becker zeigt uns an den Tell-Festspielen in Altdorf einen Wilhelm Tell als Pantoffelhelden. Und wagt mit Orchester und Bühnenbild die grosse Geste.

JULIA STEPHAN
julia.stephan@luzernerzeitung.ch

Wo steckt der Tell schon wieder? An der Tellspiele-Premiere in Altdorf gestern Nachmittag muss diese Frage den einen oder anderen Zuschauer insgeheim beschäftigen haben. Denn Schillers Held der Freiheit aus dem gleichnamigen Drama von 1804 glänzte in der Inszenierung des jungen deutschen Regisseurs Philipp Becker nicht gerade mit testosterongeschwängerten Taten, die Präsenz markieren. Dieser Tell hechet weder auf die Tellplatte, noch behauptet er sich souverän gegen seine Frau Hedwig, die das in weissem Hemd und kurzen Hosen steckende Tell-Klischee von Gatte – um den Faktor vierzehn multipliziert – wortgewandt zum Pantoffelhelden degradiert.

Kein Mann der grossen Tat

Der Tell, wie ihn der junge Profischauspieler Pan Aurel Bucher verkörperte, glänzte vor allem durch Abwesenheit.

Wenn grosse Männer zu Taten schreiten, lümmelt er an einer Seite der Bühne herum und macht sich ganz aus dem Staub. Regisseur Becker, der nach Volker Hesse (2008/2012) erstmals in Altdorf inszenieren durfte, hat in seiner nicht mit Effekten geizenden Inszenierung, die vom Pathos geradezu überschwemmt wird – auch dank der schwelgerischen Blasmusik, komponiert von Johannes Hofmann – die verletzte Seite dieser Figur ganz nach aussen gekehrt. Becker brauchte Schiller dafür nicht gegen den Strich zu lesen. Die Fragilität ist in Schillers «Tell» angelegt, wenn Tells Widersacher, Landvogt Gessler, ihn einen «Träumer» nennt und der Tell aus der ungeliebten Heldenrolle heraus über seine Vergangenheit urteilt: «Ich lebte still und harmlos.»

Distanzlose Kostümparty?

Von kritischer Distanz ist in der ersten Szene nichts zu spüren: Vor dem nackten Gerippe einer Bühne bauen die Darsteller in Arbeitsschichten aus Kartonwolken und Kartonbergen eine naturalistische Szene auf, die an die Dioramen des 19. Jahrhunderts erinnert. Ein Kinder-Tell sticht mutig in die stürmische See, um den flüchtenden Baumgarten zu retten, und ruft: «Ich will es mit meiner schwachen Kraft versuchen!»

Wie jetzt? Hat sich Becker mit seinen an die hundert Laiendarstellern und Musikern in die Postkartenidylle veranlagt? Werden wir Zeuge einer distanz-

losen Kostümparty? Zu Beginn scheint es nur in diese Richtung zu gehen. Wir schwelgen in Bildern und Dialogen, die bis auf ein paar ironische «Ach» komplett unkommentiert bleiben.

Dass Becker seinen Laiendarstellern bewusst keinen Sprachtrainer aufzwingen wollte, der ihnen Schillers Blankverse im geschliffenen Bühnendeutsch eintrichtert, war zwar nobel gedacht. Bei der Premiere stellte sich diese Idee jedoch als problematisch heraus. Wenn die Eidgenossen ihre Stimme vereint gegen die Vögte erhoben, waren sie im Bühnenraum des Tellspielhauses kaum zu verstehen.

Sintflutliche Dekonstruktion

Spätestens nach dem klischeehaft vor einem zum Zielkreuz umfunktionierten Schweizer Kreuz erfolgten Apfelschuss über die Zuschauerköpfe, bei dem das echte Gessler-Pferd auch noch einen Apfel beisteuerte, war es aber fertig mit der Idylle: Als die Revolution ihren Lauf nimmt, baumeln die Scheinwerfer, die eben noch warmes Licht auf die Szene warfen, lose von der Decke, auf der Bühne regnet es sintflutartig, und in dieser Sintflut liefert sich das wild gewordene Volk eine Wasserschlacht. Die Dekonstruktion ist vollzogen, als der Tell am Ende mit seinem Sohn in der Pose des Kissling-Denkmal in Altdorf von einer Schar fröhlicher Eidgenossen auf die Schulter gestemmt wird, während es um die Melchthals und Rudenz'

zappenduster geworden ist. Und der Held wider Willen? Der macht gute Miene zu bösem Spiel.

Spätestens jetzt ist klar: Die Kostümparty hatte System. Indem Becker diesen idyllischen Naturzustand der Eidgenossen vor deren Unterjochung durch die Vögte, nach dem sich mancher Eidgenosse heute wieder sehnt, nicht ans Ende seiner Inszenierung stellt, sondern an den Anfang, aktualisiert er das Stück subtil. Nicht nur die fremden Vögte werden zum Problem – auch wenn die heute wieder zur Zielscheibe gemacht werden –, sondern die Vorstellung einer ursprünglich unversehrten Schweiz.

Becker lässt die Eidgenossen dieses Idyll selbst zerstören, im Moment der Selbstermächtigung. Anspielungen auf Filme wie «The Matrix» oder «The Truman Show», welche die Welt, in der wir leben, als eine künstliche darstellen, scheinen auf. Etwa, wenn der Boden der Rütliwiese mit einer gelaserten Matrix überzogen wird.

Indem Becker uns so lange im Unwissen über die Haltung zu seiner inszenierten Idylle lässt, konfrontiert er uns mit den eigenen Emotionen. Da mögen wir ganz in den Bildern aufgehen oder uns angeekelt distanzieren – Becker lässt alle Lesarten zu.

HINWEIS

Tellspiele Altdorf. Bis 22. Oktober. Vorverkauf über Ticket Center Uri, Tel. 041 874 80 09. www.tellspiele-aldorf.ch

Launiger Bericht über eine «Schulreise» von Literaten

LITERATUR Peter Handke lästert über Kollegen, Verleger zittern um ihre Stars.

«Princeton 66» liefert eine Rückschau auf einen Ausflug der legendären Gruppe 47.

An der amerikanischen Princeton University rechnete ein damals literarischer «Jungspund» namens Peter Handke mit der «läppischen und idiotischen» Arbeit vieler seiner Kollegen ab. «Princeton 66 – Die abenteuerliche Reise der Gruppe 47» heisst das Buch von Jörg Magenau über den mittlerweile legen-

dären Ausflug der westdeutschen Autorenvereinigung «Gruppe 47», die sich nach ihrem Gründungsjahr benannt hatte, in die amerikanische Universitätsstadt.

1966 reisten rund 80 Autoren, meist Männer, die ihre Gattinnen mitbringen durften, sowie Verleger und Kritiker nach Princeton – darunter neben Handke auch Günter Grass, Siegfried Lenz, Peter Weiss, Uwe Johnson, Erich Fried, Walter Jens und Marcel Reich-Ranicki. Heinrich Böll und Martin Walser blieben zu Hause. Die Anreise nach Princeton erfolgte per Flugzeug oder mit dem Schiff. Einige Verleger hatten davor gewarnt, alle Autoren für einen einzigen Flug zu buchen, «das erschien ihnen zu riskant», wie Magenau schreibt. Im Un-

glücksfall hätte der eine oder andere Verlag über Nacht ohne seine umsatzstärksten Autoren dagestanden. Wie sich zeigte, war allerdings auch die Schiffs-passage nicht ohne Risiko. Grass geriet mit seinem Dampfer «Michelangelo» in einen heftigen Sturm, der auf dem Schiff drei Todesopfer forderte.

Unter den Autoren hatte es Vorbehalte gegeben, in ausgerechnet jenes Land eine «Schulreise» zu unternehmen, das einen umstrittenen Krieg in Vietnam führte, zu deren Gegnern auch viele Schriftsteller gehörten. Und obwohl Richter seinen Gastgebern von der Princeton University zugesichert hatte, dass die Gäste sich in den USA nicht öffentlich politisch äussern würden, liess es sich ein Autor wie Peter Weiss nicht nehmen, der

«New York Times» ein entsprechendes Interview zu geben.

Launige Mischung

Diese mehrtägige «Autoren-Performance» gibt Magenau chronologisch, mit historischen Einschüben und in launigem Ton wieder. Das liest sich wie ein Augenzeugenbericht. Dabei hat Magenau schwere Archivarbeit geleistet, wobei er sich auf alle verfügbaren Quellen gestützt hat, darunter das in der Berliner Akademie der Künste befindliche Archiv von Gruppenchef Richter und die von der Princeton University ins Netz gestellten Tonbandprotokolle der Tagung von 1966.

Magenau beleuchtet in dieser Mischung aus Reisebericht, Kulturhistorie und jüngerer deutscher Literaturge-

schichte nicht ohne Ironie die Auftritte der «Edelfedern» samt Eitelkeiten und Gehässigkeiten unter den Zuhörern. Wobei einige Beschreibungen befremdlich wirken. Handke, den manche in Princeton «das Mädchen» nannten, attestiert Magenau eine «katholische Internatsverklemmtheit», Walter Höllerer vom Literarischen Colloquium am Wannsee das Aussehen einer «getrockneten Eule». Oder wenn Magenau vom «immer breiter werdenden Erich Fried» schreibt.

WILFRIED MOMMERT, DPA
kultur@luzernerzeitung.ch

HINWEIS

Jörg Magenau: «Princeton 66 – Die abenteuerliche Reise der Gruppe 47», Klett Cotta, 223 Seiten, zirka 27 Franken.